Der Hausfreund

• Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen •

Nummer 40 | 6. Oktober 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund" ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zl. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8. Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund" erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Heil und Herrlichkeit.

In Dir, o Herr, liegt alles Heil
Und alle Herrlichkeit,
Und wird nun eines jeden Teil,
Der Dir sein Leben weiht.
Aus deiner Gnadenfülle fließt
Vergebung, Trost und Kraft,
Die dort, wohin sie sich ergießt,
Göttliches Leben schafft.

Du bist ein reicher Freudenquell,
So liebevoll und gut;
Du wäschst die Seele rein und hell
Durch dein Erlösungsblut;
Du tilgst die schwere, dunkle Schuld,
Die lastend auf ihr lag,
Und füllst mit ew'ger Gotteshuld
Den flücht'gen Erdentag.

Du bist ein starker Friedenshort,
Der nie die Seinen läßt;
Du nimmst die Angst der Seele fort
Und machst sie froh und fest;
Und reicher Friede wird ihr Teil
Trotz Wahn und Weh der Zeit —
In Dir, o Herr, liegt alles Heil
In aller Herrlichkeit.

Adolf Heller.

Kinder des Lichts.

Und habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, strafet sie aber vielmehr. Eph. 5, 11.

Der Apostel Paulus spricht in diesem Wort von der Stellung, die wir als Kinder Gottes in der Welt einnehmen sollen. Einmal dürfen wir mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis nichts zu schaffen haben und dann müssen wir auch kühn und unerschrocken die

Sünde strafen, wo immer sie uns begegnen mag.

Wollen wir diese Aufgabe erfüllen, so wird es sich zunächst einmal darum handeln, persönlich keine Sünde zu tun. Es steht geschrieben: „Ihr sollst heilig sein, denn ich bin heilig," und: „Werdet doch einmal recht nüchtern und sündigt nicht." Wer mutwillig, leichtfertig, mit Bewußtsein sündigt, der ist nach der Schrift tot in Uebertretungen und Sünden, ein wandelnder Leichnam, ein übertünchtes Grab. Das Licht des Lebens fehlt ihm gänzlich. Er hat sich verkauft, dem Teufel zu dienen und kann deshalb unmöglich ein Bürger des Himmelreiches sein.

Weiter dürfen wir nie zu finden sein an Orten, die Stätten der Finsternis sind. Durch unsere bloße Gegenwart können wir uns schon schwer vergehen gegen den König, dem wir dienen wollen. „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen." Wer selber nicht mehr in der Finsternis lebt, dabei aber die Gesellschaft derer liebt, deren Element die Finsternis ist, macht sich dadurch teilhaftig fremder Sünden, und das ist genau soviel, als wenn er selber sündigen würde.

Auch dürfen wir in unserem eigenen Heim niemals Finsternis dulden. Unrechtes Gut muß unter allen Umständen dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben werden. Menschen, die fluchen, lästern, lügen und betrügen, dürfen auf die Dauer nicht an unserem Familientisch sitzen. Ganz besonders gilt es, die eigenen Kinder so zu erziehen, daß sie den Namen ihrer Eltern und den Namen Gottes vor der Welt nicht verlästern. Durch nichts wird das Evangelium so stinkend gemacht, wie gerade durch die schlecht erzogenen Kinder gläubiger Eltern.

Weiter gilt es, sich niemals mit ungläubigen Geschäftsteilhabern oder Kompagnons zu verbinden. Viele fromme Kaufleute nehmen innerlich schweren Schaden, weil sie geschäftlich verbunden sind mit Leuten, die es mit der Ehrlichkeit nicht so genau nehmen, und dadurch einen Bann auch auf das Leben der Gläubigen bringen. Das ist ein Strick, der vielen die ewige Seligkeit kostet.

Zuletzt können wir Gemeinschaft haben mit den Werken der Finsternis durch unser Schweigen. Die modernste Art, den Heiland zu kreuzigen, ist die, daß man Ihn totschweigt. Statt offen und ehrlich Seinen Namen zu bekennen, hütet man sich ängstlich davor, Ihn in der Gesellschaft anderer auszusprechen.

Ein junges Mädchen verkehrte viel mit einer gut erzogenen Jüdin. Als sie eines Tages ein Album durchblätterten, stießen sie auf ein Gemälde, welches den Heiland mit der Dornenkrone darstellte. „O", spricht die Jüdin, „was ist denn das? Einen so schrecklichen Kopf habe ich noch nie gesehen!" „Ach" erwiderte die Christin, „das hat weiter nichts zu sagen, Es handelt sich um einen berühmten Charakterkopf von Albrecht Dürer." Christus ist ein Charakterkopf! Ist das nicht eine schmähliche Verleugnung dessen, der für uns am Kreuze starb?

So wollen wir des Apostels Mahnungen beherzigen und uns von jeglicher Finsternis ganz entschieden trennen. Kinder des Lichts sollen allezeit und überall im Lichte wandeln. Geraten sie erst in die Nacht hinein, so werden sie sich stoßen oder gar innerlich zugrunde gehen.

Damit ist aber noch nicht alles getan. Paulus macht es uns auch zur Pflicht und Aufgabe, die Sünde zu strafen, d. h. Sünde unter allen Umständen als Sünde zu bezeichnen. Heutzutage redet man so sehr viel von verzeihlicher Schwäche, von Unebenheiten des Charakters, von schwachen Stunden, die ein jeder Mensch einmal habe, und glaubt recht barmherzig zu sein, wenn man alles beschönigt, entschuldigt und gutheißt. Diese Art hat mit echter Barmherzigkeit gar nichts zu tun. Wehe uns, wenn wir „stumme Hunde" sind, die zu den laxen, volksverderbenden Anschauungen feige schweigen. Mag man von uns denken, wie man will: Sünde ist und bleibt Sünde.

Stehen wir so, so werden wir auch alles tun, um Menschen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Sünde ein zeitliches und ewiges Verderben bringt. „So du den Gottlosen sündigen siehst und warnest ihn nicht, so will ich sein Blut von deiner Hand fordern." Was ist das doch für ein ernstes, erschütterndes Bibelwort!

Es handelt sich ja um nichts mehr und nichts weniger als um die Ehre Gottes. Wes zu allem, was um ihn her vorgeht, mag er

noch so böse und ungerecht sein, einfach schweigt, der ist kein Licht und kein Salz, kein Brief Christi, kein Wegweiser zur ewigen Seligkeit. Er hat die Gnade Gottes vergeblich empfangen. Vielleicht mag es so sein, daß er einmal noch selig wird. Dann geht es jedoch nur wie durchs Feuer.

Deshalb wollen wir als Kinder des Lichtes zeugen wider die Finsternis, wollen uns überall bemerkbar machen durch Heiligkeit und Jesus-Aehnlichkeit. Dann wird unser Wandel eine laute, eindringliche und gesegnete Predigt sein.

(Aus „der Weg zum Glück.")

Aus der Werkstatt

Das geistliche Leben eines Christen richtet sich gewöhnlich nach seinem Verhalten den Wirkungen des Geistes Gottes gegenüber, der neben der Vermittlung der göttlichen Erkenntnis, dem Bewußtsein des Kindschaftsrechtes, der Ausreife der Geistesfrüchte nach Gal. 5 auch beten lehrt im Geist und in der Wahrheit. Und dieses ist eine Hauptbedingung für ein gedeihliches geistliches Leben, wenn es in Freuden und Leiden des Erdenlebens, unter Verkennung und Mißerfolgen, äußeren und inneren Kämpfen keine Niederlage erleiden, oder gar ausgelöscht werden soll. Das Gebet gleicht einem Verankertsein in einen sicheren Felsen. Die größten Werke, die das Reich Gottes auf Erden erlebt hat, hatten immer treue Beter im Hintergrunde, die durch ihre schwachen Gebete den starken Arm der Macht der Finsternis überwanden und aus den Nöten siegreich hervorgingen. Was unserer heutigen Zeit am nötigsten fehlt, ist ein ungeteiltes Auftun für den Geist des Gebets im persönlichen sowie im Gemeinschaftsleben. Sobald es hierin anders werden wird, wird das ganze Gemeindewesen einen Umschwung zum Besseren nehmen. Wie dies geschehen kann, fand der Werkmeister in einem früheren Jahrgang des Sendboten, und weil das ganz aus seinem Herzen gesprochen ist, will er den kurzen Artikel zur Anregung und Belehrung hier folgen lassen:

„Die Behauptung ist wohl richtig, daß das innere geistliche Leben einer Gemeinde ziemlich genau nach ihren Gebetsstunden abzuschätzen ist. Werden diese gut besucht und zeigt sich da ein reger Gebetsernst, so zeugt das von geistlichem Leben in der Gemeinde; wird aber hier kein Interesse, keine Liebe, kein Eifer, kein Gebetsernst offenbar, so läßt sich schließen, daß wenig geistliches Leben in der Gemeinde vorhanden ist. Daß man sich freilich in gewissen Fällen in solchem Urteil täuschen kann, wenn man nicht auf etwaige besondere lokale Umstände Rücksicht nimmt, ist nicht zu leugnen.

Es ist sicher, daß die Gebetsstunde für jede lebendige Gemeinde ein Bedürfnis sein muß und daß aus derselben ihr gar mancher Segen zufließt. Für solche, die verbunden sind durch das Band der Liebe und von denselben Hoffnungen beseelt sind, die teilhaben an demselben großen Werk der Ausbreitung des Reiches Christi, ist es nicht hinreichend, nur des Sonntags im Hause Gottes sich zu begrüßen und die Predigt des Wortes Gottes zu hören; sie empfinden das Bedürfnis, einander näher kennen zu lernen, sich enger miteinander zu verbinden, um vereinter das Werk Gottes betreiben zu können. Und dazu bietet sich keine schönere Gelegenheit als die Gebetsstunde. Da kommt man in weniger formeller Weise zusammen, erzählt sich von gemachten Erfahrungen, verbindet sich zu gegenseitiger Treue in der Nachfolge des Herrn und betet für einander, für die Gemeinde und das große Werk des Herrn. Zu solcher nötigen brüderlichen Gemeinschaft ist, wie gesagt, keine Versammlung so geeignet, wie die im rechten Geist und Sinne gehaltene Gebetsversammlung.

Mannigfach ist der Segen, der aus den Gebetsstunden für die Gemeinde und die einzelnen Glieder fließt. Das geistliche Leben wird dadurch gepflegt, genährt und ausgebildet. Da kommen die noch schwachen Glieder in nähere Berührung mit denen, die stark sind und fest gegründet im Glauben stehen. Durch die Zeugnisse der gereifteren Kinder Gottes und durch ihre Gebete wird der noch wankende schwache Glaube gestärkt und befestigt. Wohl der Gemeinde, die eine Anzahl lebendiger, glaubensstarker und erfahrener Mitglieder hat, die besonders in den Gebetsstunden das von der Kanzel verkündigte Wort durch ihre Zeugnisse, Gebete und Ermahnungen bestätigen und bekräftigen! Durch die Gebetsstunden wird auch sicher die Einigkeit des Geistes in der Gemeinde gefördert. Wo Zwietracht, Uneinigkeit, gegenseitiges Mißtrauen und Lieblosigkeit herrschen, da kann der heilige Geist nicht walten und, wenn äußerlich alles noch so glänzend scheint, kein wahrer Segen auf der Gemeindetätigkeit ruhen. Wenn aber in den Gebetsstunden die Notwendigkeit nicht nur des Glaubens und des Eifers, sondern als ebenso notwendig zur Erlangung des Segens auch die Einigkeit des Geistes betont und ernstlich dafür gefleht wird, so kann es nicht anders sein, vorausgesetzt die Gebete sind ernstlich und gläubig, daß allmählich Meinungsverschiedenheiten und gegenseitiges Mißtrauen in Einigkeit und christliche Liebe verwandelt werden. Man mache einmal den Versuch: wenn Uneinigkeit und Lieblosigkeit in der Gemeinde herrschen, so versammle man sich häufiger und mache das zum Gegenstand vereinigter, gläubiger Fürbitte, daß der Geist der Liebe alle Herzen erfüllen möge, und das oben gesagte wird sich ohne Zweifel bewähren.

Durch die Gebetsstunden können ferner die unseren Gemeinden überall so sehr nottuenden Erweckungen befördert werden. Die Ursache der allgemein beklagten Trockenheit in so vielen Gemeinden liegt gewiß nicht am Herrn, sondern allein an uns. Es ist wahr, daß man niemals eine echte, tiefgreifende Erweckung erzwingen kann, daß man des Herrn Zeit abwarten muß, und daß es Sein Geist allein ist, der Seelen wahrhaft neubeleben und bekehren kann. Aber wann ist des Herrn Zeit? Der Herr ist an keine Zeit gebunden, Er ist immer bereit, durch Seinen Geist zu wirken und Seelen zu retten. Nicht nur im Winter im Januar, sondern auch im Sommer

und Herbst. Die Frage ist diese: Sind wir bereit? Nun kann eine Gemeinde auf keine Weise besser vorbereitet werden auf eine Erweckungszeit als durch das ernste, vereinigte Gebet. Wenn sich die Herzen und Gemüter vereinigen zu ernstem Gebet, so kann der Segen nicht ausbleiben. Dieser Fall wird berichtet: In einer gewissen Gemeinde merkten die Glieder, wie die Predigten ihres Predigers immer trockener zu werden schienen. Statt sich aber zu beklagen oder über ihren Prediger lieblos zu richten, vereinigten sich einige Brüder und Schwestern, hielten besondere Zusammenkünfte und beteten vereint und herzlich, daß der Herr ihren Prediger von neuem antun möge mit Kraft von oben. Und lange hatten sie nicht zu warten. Bald wurden die Predigten kräftig, packend, erquickend, und die Gemeinde erfreute sich bald einer herrlichen Erweckung.

Pflegen wir aufs sorgfältigste die Gebetsstunden! Mögen in allen unseren Gemeinden die Gebetsstunden wieder zu ihrem Recht kommen! Es liegt für die Einzelnen wie für die ganze Gemeinde ein köstlicher Segen in der Pflege des vereinigten, ernsten, gläubigen Gebets."

Gebetshindernisse.

Nichts ist für das geistliche Wachstum der einzelnen Gläubigen wie für das Wachstum und Gedeihen des Werkes Christi wichtiger als das Gebet. Zur Pflege des Gebets ist Ernst und Fleiß notwendig. Wir müssen die Gefahren, die für das Gebetsleben bestehen, klar ins Auge fassen und gegen dieselben ankämpfen. Auf einige der Gefahren und Hindernisse möchten wir im Folgenden aufmerksam machen.

Ein großes Hindernis für das Gebet ist die Hast. Es heißt! „Die auf den Herrn harren —warten—, kriegen neue Kraft." Nicht die so eben auf ihn einen hastigen Blick werfen und dann davon rennen. Manche übersetzen die Stelle so: „Die auf den Herrn warten, deren Kraft wird verwandelt," d. h. die genügend Zeit daran setzen, um sich wirklich ihrer gänzlichen Abhängigkeit von Gott bewußt zu werden, deren bloße Fleischesenergie wird umgewandelt in die Kraft Gottes. Wir müssen warten auf den Herrn. In unserer eiligen und hastigen Zeit haben wir vielfach die heilige Kunst des geduldigen, anhaltenden Wartens, Harrens auf den Herrn verloren. Und diese fieberhafte Hast, die eine Signatur unserer Zeit ist, und die auch in unsere heiligsten Verrichtungen, unser Gebetsleben, eingedrungen ist, ist ein großer Feind des Gebets.

Ein anderes Hindernis für das Gebetsleben ist die Aeußerlichkeit. Haben wir uns nicht oft auf unseren Knien gefunden, äußerlich im Gebet begriffen, während wir uns der Worte die wir aussprachen, nicht bewußt waren? Solches Beten ist eine bloße leere Form, ohne wahren Gehalt und Wert. Das ist kein Beten im Geist und in der Wahrheit, es ist ein totes Plappern, vor welchem Jesus warnt. Wahres Gebet ist nur das, wenn wir mit unseren Gedanken wirklich dabei sind, wenn das Herz sich zu Gott erhebt. Dieses bloße Formwesen, diese mechanische Aeußerlichkeit, wobei das Herz nicht mitspricht, ist eine große Gefahr für unser Gebetsleben.

Das Haupthindernis für das Gebet, das eine ganze Menge von Hindernissen in sich selbst schließt, ist Sünde, Missetat. Dieses schneidet den Nerv alles Gebets durch. Wenn eine Sünde im Leben genährt oder geduldet wird, da kann von keinem Gebetsgeist die Rede sein. Der Psalmist sagt: „Wo ich Unrechtes vorhätte in meinem Herzen, so würde der Herr nicht hören." Die Sünde, die wir in unserem Leben dulden, das Unrecht, das wir üben, sind Hindernisse des Gebetslebens.

Der Herr schenke allen seinen Gläubigen das ernste Verlangen nach einem kraftvollen Gebetsleben! Und wenn Er uns durch Seinen Geist die Hindernisse, die unserem Gebet im Wege stehen, offenbart, dann gebe Er Kraft, koste es uns, was es wolle, dieselben zu beseitigen!

Das Bedürfnis der Zeit.

Das ist nicht Reichtum. Der vermehrt sich schneller, fürchten wir, als die Gabe, denselben weislich und nützlich zu gebrauchen. Es ist nicht Unternehmungsgeist. Unser Volk schreitet fort wie mit Dampfkraft und Blitzesschnelle. Es ist nicht ein neues Sittensystem. Wir haben davon genug für alle Zwecke der Humanität und Religion, wenn es nur in Praxis umgewandelt würde.

Was wir bedürfen, ist eine tiefere Erfahrung von dem Leben Gottes in den einzelnen Seelen und ein brennender Eifer für die Ehre des Erlösers in der Rettung von Sündern, ernste, mit Gebet begleitete, selbstverleugnende Tätigkeit im Weinberge des Herrn. Dies war das Bedürfnis der Zeiten; es ist vornehmlich das Bedürfnis der Zeit, in welcher wir leben.

Wer wohnt in deinem Hause? Sind seine Bewohner Freunde Jesu? Stehen sie unter Einflüssen, welche ihr Seelenheil fördern können? Oder sind vielleicht die meisten verloren und in Gefahr des ewigen Todes, wenn sie nicht bei Zeiten gewarnt und für Christus gewonnen werden? Bedeckt nicht vielleicht jedes Dach in deiner Nachbarschaft gebetslose, ungerettete Menschen, und zählt nicht jede Straße Häuser, wo das Evangelium unbekannt, vernachlässigt oder verachtet wird? Lebt nicht fast allenthalben, in der Stadt und auf dem Lande, die Mehrzahl ohne Gott und ohne Hoffnung dahin?

„Wie denn? Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Ja, das sollst du. Wenn du sein Haus in Flammen sähest, würdest du Lärm machen. Wenn du seinen Wagen im Kot stäcken sähest, würdest du ihm helfen, denselben herauszuziehen. Und soll seine Seele in Gefahr des ewigen Todes stehen, ohne daß er nur eine Warnung erhält? Sind nachbarliche Pflichten nur auf zeitliche Angelegenheiten von vergänglichen Interessen beschränkt? Sind die Ansprüche der Menschlichkeit stärker als die der Ewigkeit?

„Dazu sind die Prediger da, deren Amt ist es, für die Seele zu sorgen?" Allerdings. Aber wer hat es ihnen allein zur Pflicht gemacht? Ist es nicht gerade ebenso sehr deine Pflicht, in deinem Berufskreise die Seligkeit der Menschen, die dir nahe stehen, zu suchen, wie es die Pflicht der Prediger in ihrem Berufskreise ist? Werden sie in ihrer Wirksamkeit durch dein Pflichtversäumnis nicht gehindert? Und würden sie sich nicht sehr freuen, wenn sie an dir einen treuen Mitarbeiter in dem Werke hätten? Sie sind nicht mehr verpflichtet zu deiner Arbeit als du zu der ihrigen.

Das Bedürfnis unserer Zeit sind betende und arbeitende Gemeinden, in denen auf das christliche Bekenntnis auch die christliche Tätigkeit folgt, in denen jedes Herz glüht in erbarmender Liebe zu den Seelen der Menschen. Das vergrabene Pfund muß in Umlauf gesetzt werden. Die Stricke, welche die Bekenner Jesu binden, müssen zerrissen werden. Ein lebendiger Glaube fordert lebendige Zeugen. Ein hochfahrendes, rücksichtsloses Geschlecht fordert den heilsamen Zaum eines furchtlos verkündigten und angewandten Lebensprinzips. Ein verzehrender Durst nach irdischem Reichtum und Glanz muß zurückgedrängt werden durch die Belehrungen der Schrift über die Gefahren und den rechten Gebrauch des Geldes und durch praktische Darstellung eines christlichen Verwaltens der anvertrauten Güter.

Alles ist in unserer Zeit in rastloser Tätigkeit, alles im Fortschritt begriffen. Dem gemäß sollten auch die Gemeinden Christi eine neue Tätigkeit entfalten, namentlich in der persönlichen Tätigkeit jedes Einzelnen, der den Herrn Jesus lieb hat. Möchte doch jede erlöste Seele, indem sie die Kraft dazu von oben sich erbittet, eine andere Seele für Christus zu gewinnen suchen. Möchten doch Prediger und Glieder die Bekehrung der Sünder zu dem einen großen Werke machen, worauf sie ihre Gedanken, Kräfte und Gebete richten! Möchte doch der persönlichen Arbeit an Seelen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden! Dann würde eine gottentfremdete Welt die Kraft des Evangeliums Christi fühlen, Unglaube und Aberglaube sich verschämt verstecken, Laster und Gottlosigkeit gehemmt werden, die Bekehrungen sich vervielfältigen, das Kommen des Reiches Gottes würde beschleunigt werden und der herrliche Ratschluß Gottes zur Erlösung einer sündigen Welt würde seiner letzten Vollendung entgegeneilen.

Geschäftiges Nichtstun.

In Korinth entstand — es sind jetzt schon mehr als zweitausend Jahre her — eines Tages große Aufregung. Es hieß, der gefürchtete König Philipp von Mazedonien rücke heran und wolle die Stadt nehmen. Korinth verwandelte sich in einen Ameisenhaufen. Geschäftig rannten alle Leute hin und her und rüsteten sich zum Widerstand. Die einen brachten ihre Waffen in Ordnung, andere schleppten Steine zur Errichtung von Schutzmauern herbei, andere setzten ihre Häuser in Verteidigungszustand. Nun lebte in Korinth damals ein alter Weiser, den aber die meisten für einen Narren hielten. Er hieß Diogenes. Daß er wirklich ein Weiser war, geht schon daraus hervor, daß er sich gar nichts daraus machte, wenn er für einen Narren gehalten wurde. Er war über das Urteil der Menge vollständig erhaben. Den Protest gegen das luxuriöse Treiben seiner Mitbürger trieb er so weit, daß er sein Wohnhaus verließ und sich eine ausrangierte Tonne zur Wohnstätte machte.

Als dieser Diogenes den allgemeinen Eifer um sich her, das Rennen und Rüsten zum Empfang Philipps sah, da packte es ihn plötzlich auch. Er band seine Tonne los, wälzte sie mit der größten Geschäftigkeit bald dorthin, dann wieder an die alte Stelle und wiederanderswohin. Als ein vorübergehender Korinther ihn fragte: „Was machst du denn, Diogenes?" „Was ich mache?" antwortete er. „Wenn alle fleißig sind, so muß ich doch auch etwas tun."

Dies erzählt Inspektor Zeller in seinem Monatsblatt von Beugen und schreibt dazu: Nicht wahr, lieber Leser, du hütest dich davor, daß deine Tätigkeit nicht ein bloßes Tonnenschieben ist? Es kommt nicht darauf an, daß man überhaupt etwas tut, sondern daß man etwas Vernünftiges tut, etwas, was Wert hat für die Ewigkeit. Es gibt ein Arbeiten, das nichts anderes ist, als ein geschäftiges Nichtstun — die Lehre wollte der alte Weise seinen Mitbürgern geben. Der alte Prediger Gerber in Bern sagte einmal: er fürchte, wenn er einmal in der Ewigkeit vor den Heiland trete und Ihm erzähle, wie er oft in der Arbeit für Ihn so müde geworden sei, so werde ihm der Heiland sagen: „Ja weißt, Fritz, de hescht denn au menges (manches) gemacht, was i di nit gheiße ha." Wir wollen unsere Kräfte in der Arbeit für den Heiland nicht sparen. Wir wollen sie aber auch nicht unnötig verbrauchen mit Dingen, die gar keinen Ewigkeitswert haben und an denen der Heiland kein Wohlgefallen hat, sonst gleichen wir dem alten Diogenes in Korinth, der seine Tonne von einem Orte zum anderen wälzte, obwohl gar kein Sinn darin lag.

Was macht glücklich.

Ein Mann, der in einer gottesdienstlichen Versammlung dem Leiter derselben durch sein finsteres, unzufriedenes Gesicht aufgefallen war, traf eines Abends in einer christlichen Familie mit demselben zusammen.

Der letztere begrüßte ersteren mit den Worten: „Guten Abend, Herr N., wie geht es Ihnen?"

„Mir geht es gut," war die Antwort. Wenn man gesund ist, muß es einem doch gut gehen.

„Die Gesundheit ist ein großes Gut," wurde ihm erwidert, „aber es gibt noch ein wertvolleres Gut, das wir haben können, das ist der Friede des Herzens. Besitzen Sie diesen?"

„Nein, Frieden haben wir nicht im Hause. Meine Frau behauptet zwar, sie hätte Frieden aber sie hält keinen Frieden," antwortete der Mann und begann nun, seine Frau als Friedestörerin zu beschuldigen.

Aus seiner Erzählung ging es jedoch ziemlich klar hervor, daß nicht seine Frau, sondern der Unfriede in seinem eigenen Herzen die Ursache des Unfriedens im Hause war, wovon man ihn auch zu überzeugen suchte; aber alle Bemühungen dieser Art waren vergeblich.

Nach kurzer Zeit wurde dieser Mann durch einen Beinbruch auf ein mehrwöchiges Krankenlager geworfen. Drei Wochen waren seit dem Unglücksfall vergangen, als der Mann, mit dem er obiges Gespräch gehabt, wieder an demselben Ort weilte und ihn besuchte. Jetzt fand er ihn nicht mit einer finsteren Miene, sondern mit einem heiteren Gesicht im Bette liegend, und als er wieder die Frage an ihn richtete: „Wie geht es Ihnen?" erhielt er die Antwort: „Es geht mir gut."

„Aber jetzt fehlt Ihnen doch die Gesundheit, und doch geht es Ihnen gut," entgegnete der Besucher.

„Ja", sagte der Mann, „es geht gut. Ich habe jetzt Frieden im Herzen und im Hause und bin glücklich mit meiner Frau."

Auf die Frage, wie das gekommen sei, wies er auf die auf seinem Bett liegende Biebel und erzählte, daß er durch den erlittenen Beinbruch zum Nachdenken über seine innere Stellung zu Gott gekommen sei. Er habe sich dann das Wort Gottes geben lassen und darin gelesen, wodurch er erkannte, daß er durch die Sünde von Gott getrennt sei und mit Ihm in Feindschaft lebte. In ihm wurde das Verlangen nach Frieden des Herzens mit Gott wach, und er wandte sich im Gebet an Jesus, der uns mit Gott versöhnt hat, und fand im Glauben an Sein für uns vergossenes Blut den wahren Frieden. Nun konnte er auch, als ihm die Gelegenheit fehlte, die er früher zum Glück nötig zu haben glaubte, glücklich sein, denn er hatte erfahren, daß wahres Glück nicht in äußeren Verhältnissen, sondern nur in einem Jesu geweihten Herzen zu finden ist.

Die ersten Christen.

12. Die Arbeit an den Heiden.

Die Kirche dankt ihren Sieg nicht bloß der Standhaftigkeit ihrer Märtyrer in den Zeiten der Verfolgung, sie dankt ihn mindestens eben so sehr ihrer treuen Arbeit in den Zeiten der Ruhe. Ist doch der Sieg nicht bloß ein äußerlicher gewesen, sondern eine innerliche Ueberwindung des Heidentums. Die Herzen mußten gewonnen, die Gewissen überführt, die Heiden ihrer Gesinnung nach zu Christen gemacht, Weltanschauung, Leben, Wandel und Sitte des Volkes von innen heraus umgewandelt werden. Dieser ganze großartige Umbildungsprozeß entzieht sich zwar als ein tief innerlicher in so weit unseren Augen, als wir nicht im Stande sind, ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, seine Wege aufzudecken und zu bestimmen, wie weit er in jeder Zeit vorgeschritten ist; aber in die großartige Erziehungsarbeit der Kirche, die seine Voraussetzung bildet, können wir doch einen Blick tun, und es ist an dieser Stelle um so mehr der Ort dazu, als wir den Sieg der Kirche im letzten Entscheidungskampfe nur aus dieser voraufgehenden Arbeit recht würdigen und einsehen werden, daß er mehr ist als ein bloßer Glückszufall und tiefere Gründe hat als eine augenblickliche günstige Kombination der Verhältnisse. Eben deshalb ließ Gott auch der Kirche vor dem letzten heißesten Kampfe noch eine längere Zeit Ruhe zu Teil werden. Ihre Arbeit an den Heiden sollte so weit fortgeschritten sein, daß auch die äußerste Anstrengung der Feinde nicht mehr zu stören vermochte.

Besondere Veranstaltungen, um die Heiden in die Kirche einzuführen, kennt die älteste Kirche nicht. Ihre Gottesdienste, soweit sie Predigt- und Gebetsgottesdienste waren, standen auch den Heiden offen, nur die davon getrennte, mit den Liebesmahlen verbundene Abendmahlsfeier war diesen verschlossen, und zu ihr, als dem innersten Heiligtum, hatten nur diejenigen Zugang, die getauft und der Gemeinde zugefügt waren. So wirkten die Gottesdienste selbst neben der eigentlichen Missionspredigt missionierend auf die Heidenwelt, und wenn dann Einzelne dadurch eine Anregung empfangen hatten, wandten sie sich an einen der Vorsteher oder sonst an ein angesehenes Glied der Gemeinde um weiteren Unterricht. Auf diese Weise erlangten sie genauere Kenntnis vom Christentum und traten meist bald durch die Taufe in die wirkliche Mitgliedschaft der Gemeinde ein. Alles das war mehr privater Natur. Wo ein Christ besondere Gaben für den Unterricht besaß, sammelte er wohl die Proselyten um sich, aber ein eigentliches, geordnetes Katechumenat gab es noch nicht.

Das wurde anders in den Zeiten der Verfolgung. Die bisher von dem Predigtgottesdienste getrennte und auf den Abend gelegte Abendmahlsfeier wurde, um auch den Schein einer Uebertretung der Gesetze gegen geheime Zusammenkünfte zu vermeiden, mit dem übrigen Gottesdienste verbunden, dann aber drängte die Not der Zeit dazu, diesen überhaupt gegen die Heiden mehr abzuschließen. Die Kirche mußte sich, um ungestört ihrem Gott dienen zu können, in die Verborgenheit zurückziehen. Nur so waren Störungen des Gottesdienstes zu vermeiden, nur so dem Spott und der Lästerung etwa in die Gemeindeversammlungen eindringender Heiden zu entgehen. Zugleich wurde damit, so weit wie möglich, der Anlaß zu Verfolgungen aus dem Wege geräumt. In diese Zeit fallen nun auch die ersten Anfänge eines geordneten Katechumenats. Die Lage der Christen drängte dazu. Mußte man sich doch jetzt auch mit denen, die sich zum Eintritt in die Gemeinde meldeten, doppelt vorsehen. Man konnte ja nicht wissen, ob ihnen zu trauen war, ob nicht unter dem Vorwande, Christ werden zu wollen, ein Feind und Verräter sich einschlich. Anderseits mangelte jetzt die Vorbereitung, welche für diejenigen, die der Kirche sich näherten, früher in der Teilnahme an den Predigtgottesdiensten gelegen hatte, denn diese waren nun allen, außer den eigentlichen Gemeindegliedern, verschlossen. Das Bedürfnis machte sich geltend, den Uebergang von dem ganz Draußenstehenden zur vollen Mitgliedschaft zu vermitteln. Dieses geschah dadurch, daß Katechumenen, zuerst noch ohne am Gemeindegottesdienst Teil zu nehmen, einen jetzt schon geordneten Unterricht empfingen und dann, nachdem sie eine Entsagung und ein Gelübde getan hatten, zum Gemeindegottesdienste, d. h. so weit er Predigt und Gebet umschloß, zugelassen wurden. So ergänzte dann die Predigt den bereits empfangenen Unterricht, und von hier ging es dann verhältnismäßig schnell zur Taufe.

Eine neue Gefahr brachte die Zeit der

Ruhe nach der Verfolgung, eine Gefahr, die in gewissem Sinne für das Leben der Kirche noch größer war als die Verfolgung. Große Mengen von Heiden drängten sich zur Kirche. Wie leicht konnten diese Massen der Kirche auch viele unlautere Elemente zuführen. Hatte doch an sich schon das Aufhören des Kriegszustandes etwas entnervendes. Unmöglich durfte die Kirche jetzt ihr Heiligtum allen ohne Prüfung öffnen. Anderseits mußte sie sich ja dessen freuen, daß die Heiden kamen und durfte den Zugang auch keinem währen. In großer pädagogischer Weisheit hat die Kirche beides miteinander verbunden. Das Heiligtum des Abendmahls zog sie in noch tiefere Verborgenheit zurück und, während sie ihre Tore allen weit auftat, baute sie gleichsam eine enge lange Straße vom Vorhof bis ins innerste Heiligtum. Diese Straße ist der jetzt ganz ausgebildete Katechumenat. Der Predigtgottesdienst stand wieder allen, auch den Heiden offen, aber ehe sie das Abendmahl empfangen konnten, mußten diese eine lange, sorgsam gebildete, in mehrere Stufen zerfallende Vorbereitungszeit durchmachen. Ueberblicken wir den Weg von der ersten Anregung bis zur vollen Aufnahme.

War in einem Heiden der Wunsch erwacht, Christ zu werden, so offenbarte er sein Begehren etwa einem, der schon zur Gemeinde gehörte, und dieser brachte ihn zum Bischof oder zu einem Presbyter oder Diakon, um seinen Sinn zu prüfen. Hier empfing er einen kurzen, zusammengefaßten Unterricht, und blieb er dann bei seinem Wunsche, so wurde er durch eine einfache Feierlichkeit in die Zahl der Katechumenen aufgenommen. Damit empfing er das Recht, aber auch die Pflicht, dem Predigtgottesdienste beizuwohnen. „Geh in den Tempel Gottes, verlaß die Götzen!" wurde ihm zugerufen. Deshalb hießen die auf dieser Stufe stehenden „die Hörer". Benutzte er nun die Gelegenheit, aus der Predigt das Christentum kennen zu lernen treulich, so wurde er nach einiger Zeit zu der zweiten Klasse der Katechumenen zugelassen, zu den „Betenden" oder „den Kniebeugenden". Das Kennzeichen dieser Stufe ist die Teilnahme am Gemeindegebet. Während nach der Predigt der Hörer mit dem Ungläubigen entlassen wurde, durften die Betenden das Gebet mitbeten, welches die Gemeinde für ihre Entwickelung und Befestigung im Christenstande sonntäglich zu Gott schickte. Diejenigen, welche der Zeit ihrer Vorbereitung nach und sonst dazu geeignet waren, mußten dann das Begehren der Taufe noch einmal ausdrücklich aussprechen und ihre Namen abgeben. Damit traten sie auf die höchste Stufe des Katechumenats, sie wurden „Begehrende", eigentliche Taufkandidaten. Jetzt begann der förmliche Katechumenunterricht, der, da Ostern der gewöhnliche Tauftag war, in die Fastenzeit fiel. Jetzt erst wurden sie auch in die eigentlichen Geheimnisse des christlichen Glaubens, namentlich des Abendmahls, das ihnen bisher sorgsam verhüllt war, eingeführt, und den Schluß machte die Ueberlieferung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des eigentlichen Symbolums, des Erkennungszeichens der Christen, und des Vaterunsers, des Gebets der Gotteskinder. Dann gings mit der Lektion des 42. Psalms: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach dir!" zur Taufe.

Zweierlei war es, was die Kirche durch diese lange Vorbereitungszeit erstrebte und erreichte. Einmal für sich selbst die möglichst gründliche Prüfung derer, die sich zum Eintritt in die Kirche meldeten; sodann (und das ist nicht minder wichtig) für diese selbst die volle Freiheit des Entschlusses. Wer kam, sollte ganz frei kommen, sollte den Schritt mit vollem Bewußtsein tun. Hier ist nichts von Ueberredung, auch nicht eine Spur von Proselytenmacherei und aller der Künste, die damit verbunden zu sein pflegen. Die erste Willenserklärung, die dem Heiden das Recht erwarb, der Predigt beizuwohnen, war nur eine vorläufige. Immer noch stand ihm der Rücktritt frei, noch banden ihn keine so festen Bande an die Kirche, daß er sie nicht in jedem Augenblick hätte lösen können. Nur die Möglichkeit war ihm gegeben, die Kirche, ihren Glauben, ihr Leben näher kennen zu lernen und dann erst, wenn er so weit in der Erkenntnis vorgeschritten war, daß er wußte, was er tat, dann erst gab er seinen Namen ab und traf damit seine Wahl. Obwohl ihm die Kirche aber völlig freie Hand ließ, stand er doch schon unter ihrer Leitung, in ihrer Pflege, namentlich unter ihrem Gebetseinfluß und ihrer Seelsorge, die in jener Zeit mehr als der eigentliche Unterricht hervortritt.

In dem ganzen Tun der Kirche zeigt sich eine bewundernswerte Pädagogik. Mit großer Besonnenheit und Weisheit löste sie ihre Erziehungsaufgabe an den Heiden, und dieser

Weisheit dankt sie es, daß ihr die Zeiten der Ruhe nicht gefährlicher wurden als die Zeiten der Verfolgung, der Welt Freundlichkeit ihr nicht mehr schadete als die Feindschaft der Welt. Konnte sie auch nicht völlig hindern, daß unlautere Elemente den Eingang in die Kirche fanden, und diese, je mehr sie Volkskirche zu werden anfing, desto mehr auch dem Acker glich, auf dem Weizen und Unkraut durcheinander wächst, sie hat es doch erreicht, daß der Massenzudrang ihr nicht das Maß von Lauterkeit und Kraft raubte, dessen sie bedurfte, um den letzten schweren Kampf zu bestehen.

Ein anderes Stück der Erziehungsarbeit der Kirche tritt uns in der apologetischen Literatur entgegen. Die Anfänge derselben haben wir oben schon kennen gelernt. Unter den Kämpfen des dritten Jahrhunderts entwickelt sie sich noch reicher. Jetzt auch literarisch angegriffen, von Rhetoren und Philosophen befeindet, mußte die Kirche sich auch literarisch verteidigen, und sie hat es getan. Mehrere der größten Apologeten fallen in diese Epoche, vor allen Origenes und Tertullian. Mit überlegener Ruhe, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit weist Origenes die Schmähungen der Heiden zurück, legt die Nichtigkeit des Heidentums dar und sucht doch überall zugleich nach Fäden, um Anknüpfungen für das Christentum zu gewinnen. Mit schneidender Schärfe, mit beißendem Witze tritt Tertullian für die Sache der Christen auf, oft etwas advokatisch, auch Scheinbeweise nicht verschmähend, aber immer mit glühendem Eifer, mit voller Ueberzeugungstreue, und wenn kaum ein anderer so wie er die Schwäche des Heidentums aufgedeckt, oft auch verspottet und verhöhnt hat, so hat er doch auch das schöne Büchlein geschrieben: „Die Seele von Natur eine Christin" und den Heiden gezeigt, daß sie alle zum Christentum geschaffen sind, daß ihnen allen, ob auch unbewußt, ein Zug zu Christo, ein Verlangen nach Ihm eingepflanzt ist.

Hatten die älteren Apologeten nur Duldung begehrt, nur Gerechtigkeit auch für die Christen, die Apologeten dieser Periode tun einen Schritt weiter, sie fordern Freiheit. Das große Wort „Religionsfreiheit", wurde jetzt zum ersten Male offen ausgesprochen. Wie stark betont Origenes, daß der Glaube eine Sache völliger Freiheit ist. „Jesus Christus," sagt er, „hat die Menschen nicht wie ein Tyrann gewinnen wollen, der sie in eine Rebellion mit hineinzieht, noch wie ein Räuber, der seinen Genossen die Waffen in die Hand drückt, noch wie ein Reicher, der durch seine Freigebigkeit Anhänger sich erkauft, noch durch irgend ein tadelnswertes Mittel, sondern durch seine Weisheit, die geeignet war, in Gottesfurcht und Heiligkeit die mit Gott zu vereinigen, die sich unter seine Gesetze beugen." „Es ist unreligiös, in der Religion Zwang anzuwenden," ruft Tertullian. „Gestattet dem Einen," fordert er, „den wahren Gott anzubeten, dem Anderen Jupiter; dem Einen die betenden Hände zum Himmel, dem Anderen sie zum Altare der Treue zu erheben; Diesem, wie ihr sagt, die Wolken zu zählen, Jenem die Felder eines Täfelwerks; dem Einen das eigene Leben, dem Anderen einen Bock Gott zum Opfer zu bringen. Hütet euch, dadurch die Irreligiosität zu fördern, daß ihr die Freiheit der Religion und die Wahl der Gottheit nehmt, mir nicht erlaubt, anzubeten, wen ich will, um mich zu zwingen, anzubeten, den ich nicht will. Wo ist der Gott, der erzwungene Huldigungen liebt? Sollte wohl ein Mensch selbst sie begehren? Alle Völker haben ihre verschiedenen Kulte, uns allein verweigert man die eigene Wahl unserer Religion." „Freiheit der Religion", Tertullian hat für den neuen Begriff das neue Wort geschaffen, das hier zum ersten Male gehört wird. Die Kirche hat dieses Kleinod in späteren Zeiten selbst weggeworfen und an die Stelle der Freiheit wieder den Zwang gesetzt, sie ist fortgeschritten bis zur blutigen Unterdrückung Andersgläubiger, aber die Ehre wird man ihr lassen müssen, daß sie zuerst inmitten einer heidnischen Welt, die keine wahre Religionsfreiheit kannte, diese geltend gemacht hat, daß sie ihren Sieg nicht irgend welchen äußeren Mitteln, sondern lediglich der Macht der Wahrheit hat danken wollen. Ihn zu erringen mußte sie freilich noch einmal hinein in den Feuerofen der Verfolgung. Noch hatte das Heidentum seine Kräfte nicht alle erschöpft, noch hatte es seine Mittel nicht alle aufgeboten. Es war noch eine Steigerung der Verfolgung möglich, und alles muß erschöpft sein, ehe der Siegesmorgen tagt.

———

Zurückgeführt.

von **Käthe Dorn.**

(Schluß.)

Von nun an ging es täglich aufwärts mit Feller. Vater und Tochter erlebten noch manche schöne Stunde in Frau Schmidts bescheidenem Stübchen. Doch als die Pfingstferien anbrachen, da schickten Ehrwalds auf ihre Kosten die junge Lehrerin, die doch etwas bleich und schmal geworden war, samt ihrem Vater aufs Land zu vierzehntägigem Aufenthalt. In der gesunden Luft und unter Elisabeths Pflege erholte sich Feller zusehends rasch: er sah wieder ganz stattlich aus, als er mit seinem rosig blühenden Töchterchen in die Hafenstadt zurückkehrte. Doch nicht nur sein Körper, auch seine Seele war gesund, und er konnte mit starker Glaubenszuversicht sprechen: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält."

Er trat mit frischer Schaffenskraft ins Ehrwaldsche Geschäft ein und arbeitete sich unter der nachsichtigen Geduld seines Herrn von Stufe zu Stufe empor und suchte auf jede Weise das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er war unermüdlich fleißig und wachte über sich selbst mit der größten Strenge: aber auch der Herr wachte über ihn, und er ergriff mit kindlicher Demut die rettende Hand, um sich daran festzuhalten.

Ehrwalds zogen Feller auch öfter in den Familienkreis, hier war es kein Geheimnis mehr, daß er Elisabeths Vater sei, und die beiden konnten ungezwungen und herzlich mit einander verkehren. Es war rührend anzusehen, wie zart der große, starke Mann mit seinem holden Kinde umging, und wie dankbar er ihre fürsorgliche Liebe vergalt.

Es war vor Beginn der großen Ferien, Elisabeth ging an dem schönen Sommerabend noch einmal in den Garten hinab und wandelte in den schattigen Laubgängen auf und ab. Sie freute sich, daß sie nun bald wieder ihr liebes Mütterlein sehen durfte, und doch beschlich sie auch ein leises Wehgefühl, wenn sie dabei des Vaters gedachte. Ach, wenn sie ihn jetzt schon mit sich nehmen könnte! Elisabeth hatte wohl gesehen, wie sehnsüchtig und traurig zugleich seine Augen auf ihr geruht, wenn von den großen Ferien und ihrer Heimreise gesprochen wurde; der arme Vater tat ihr so leid; doch konnte sie nicht gut von Herrn Ehrwald schon wieder das Opfer verlangen, daß er ihm Urlaub gebe. Da sah sie auf einer Bank ihren Vater sitzen, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt. Rasch eilte sie auf ihn zu und forschte besorgt, ob ihm etwas fehle.

Er zog sie neben sich nieder und behielt eine Zeit lang schweigend ihre Hand in der seinen.

„Elisabeth", begann er dann zögernd, glaubst du, daß deine Mutter mir vergeben und wieder als mein Weib zu mir kommen würde?"

„Vater, du wolltest wirklich!" rief Elisabeth freudig erschrocken.

„O, wie gerne," entgegnete er, „aber ich habe so viel an ihr verschuldet!"

„Das läßt sich wieder alles gut machen," tröstete sie zuversichtlich.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Elisabeth," sagte er erleichtert, „und nun höre, was ich vorhabe. Herr Ehrwald hat mir heute eine feste Anstellung geboten und mir einen achttägigen Urlaub gewährt, damit ich dich begleiten könne, um die Mutter, wenn sie mitgeht, hierher zu uns zu holen."

„Vater, ist's möglich!" jubelte Elisabeth," o, nun wird alles, alles wieder gut!" — Sie fiel ihm vor Freude um den Hals, und er drückte sein geliebtes Kind innig an sich. Nun beratschlagten sie, wie sie die Mutter, die noch keine Ahnung von ihres Gatten Wiederkehr hatte, am besten von dem großen Ereignis in Kenntnis zu setzen. Sie kamen überein, daß sie zusammen reisen wollen, aber Elisabeth erst allein zur Mutter gehen und sie vorbereiten sollte. „Du wirst mir eine treue Vermittlerin sein Elisabeth," sagte Feller zuversichtlich, „und Gott gebe das beste!"

In Elisabeths Heimatdörfchen dufteten die Rosen in voller Pracht. Frau Feller kam eben aus dem Gärtchen, wo sie einen großen Strauß von diesen Lieblingsblumen Elisabeths gepflückt hatte, und trug ihn in das stille Stübchen hinauf, das sie schon festlich hergerichtet hatte, denn morgen sollte ja ihr geliebtes Kind heimkehren, sie wollte diese Nacht durchfahren und am frühen Morgen bei ihr sein. O! die flüchtigen Wochen, in denen Elisabeth hier weilte, waren ja der Glanzpunkt in Frau Fellers einsamem Leben; kein Wunder, daß sie alles tat, der geliebten Tochter das bescheidene Heim aufs schönste zu schmücken. Nun war

alles blank und sauber, jetzt brauchte sie nur einzutreten.

Als hätten ihre sehnenden Gedanken sie herbeigerufen, tat sich leise die Tür auf und Elisabeth trat über die Schwelle.

„Mutter, liebe Mutter, da bin ich, kannst du mich auch heute schon gebrauchen?"

„Mein Kind!" rief die Mutter, sie fest in die Arme schließend, „o, ich segne jede Stunde, die der Herr mich dir früher schenkt!"

Elisabeth richtete sich sanft aus der Umarmung empor. „Mutter!" sagte sie leise, „ich komme nicht allein, ich bringe noch jemand mit."

„Herta?" rief die Mutter lächelnd, „warum bringst du deinen Besuch nicht gleich zu mir herauf?"

„Er wußte nicht, ob er willkommen sei, und ich sollte erst für ihn bitten gehen. Doch Herta ist es nicht, es ist ein andrer, der deinem Herzen näher steht, es ist — der Vater!"

„Allmächtiger Gott!" stieß die Frau mit schreckensbleichem Antlitz aus. Sie wankte, und die Tochter fing sie in ihren Armen auf.

Elisabeth war selber über die Wirkung erschrocken die ihre Worte erzielt, und sie suchte dieselbe durch Trostworte und Liebkosungen wieder abzuschwächen. Frau Feller war auch bald wieder gefaßt und fragte noch einmal bebend: „Ist es wirklich wahr, wo hast du ihn?"

„Er sitzt drunten im Gärtchen, Mutter, willst du nicht mit hinab gehen und ihn herauf holen?" bat Elisabeth mit zitternder Stimme.

Frau Feller trat einen Schritt zurück und streckte in stolzer Abwehr beide Hände aus: „Ich! zu ihm?" rief sie mit flammenden Augen, „nein, nimmermehr! Du weißt nicht, wie tief er mich beleidigt hat."

„Mutter," flehte Elisabeth, „er kommt als ein Vergebung Suchender; kannst du ihm nicht verzeihen?"

„Ich kann es nicht, bei Gott, ich kann es nicht," murmelte sie mit blassen Lippen. Elisabeth stand flehend mit aufgehobenen Händen vor ihr und schaute sie so trostlos an, daß es der Mutter nahe ging.

„Du kannst ja nichts dafür, mein armes Kind," flüsterte sie, ihr liebkosend das Haar streichelnd.

Da faßte sich Elisabeth noch einmal ein Herz, sie sah der Mutter tief in die Augen und sagte bebend: „Mutter, hast du mich einst nicht selbst gelehrt, daß der Heiland seinen Jüngern gebot, sie sollten einander siebenzigmal sieben vergeben, und du könntest es nicht dies eine Mal tun? Sieh, der Heiland hat ihm ja auch vergeben und ich bin seinem Beispiel gefolgt; o, schließe auch du dein Herz nicht vor ihm zu!"

Elisabeths bewegliche Worte schienen ihren Eindruck auf das Mutterherz nicht ganz zu verfehlen, doch bäumte sich noch immer ein trotziges Weh in ihr dagegen auf.

„Und wenn ich ihm gleich verzeihe," lenkte sie zögernd ein, „ich weiß ja doch, daß er sich auf die Dauer nicht halten kann."

„Er selbst nicht, aber der Heiland hält ihn; o, Mutter, wenn du den Gatten nicht annehmen kannst, willst du nicht wenigstens dem Glaubensbruder in ihm die Hand reichen?"

Da tat sich die Tür auf, und Feller trat selbst herein. Er hatte durch das offene Fenster fast jedes Wort gehört, die Qualen über die gerechten Vorwürfe hatten ihm keine Ruhe mehr gelassen, sie hatten ihn heraufgetrieben.

Er kniete vor seinem Weibe nieder und fragte mit tiefem Ernst: „Elisabeth kannst du mir wirklich nicht vergeben?"

Bei dem Klang der einst so geliebten Stimme schmolz der eisige Stolz, mit dem sie ihr Herz umpanzert hatte, doch ganz dahin, die Frauengüte siegte in ihr, sie reichte ihm die Hand und sagte mit inniger Liebe: „Steh auf Johannes, es soll alles vergeben und vergessen sein!"

Da stand er auf und breitete die Arme aus: „Der Herr hat mich zu dir zurückgeführt," sagte er, sie ans Herz ziehend, „in Seinem Namen wollen wir ein neues Leben beginnen." — Dann traten sie zur Tochter, der sie nächst Gott ihr wiedergewonnenes Glück verdankten, und überschütteten sie mit Liebkosungen und stammelnden Dankesworten. Elisabeth, die in allem Leid und allen Anfechtungsstunden so beredt gewesen war, verstummte vor dem großen Glück, daß ihr treues Mühen so reich gekrönt. Sie sank den Eltern wortlos ans Herz. Nun fühlte sie sich mit der Mutter erst ganz vereinigt und zu dem Vater konnte sie wirklich mit der Liebe und Verehrung aufsehen, wie sie es sich in ihren Träumen ausgemalt. Die

Zurückgeführt.

von **Käthe Dorn.**

(Schluß.)

Von nun an ging es täglich aufwärts mit Feller. Vater und Tochter erlebten noch manche schöne Stunde in Frau Schmidts bescheidenem Stübchen. Doch als die Pfingstferien anbrachen, da schickten Ehrwalds auf ihre Kosten die junge Lehrerin, die doch etwas bleich und schmal geworden war, samt ihrem Vater aufs Land zu vierzehntägigem Aufenthalt. In der gesunden Luft und unter Elisabeths Pflege erholte sich Feller zusehends rasch; er sah wieder ganz stattlich aus, als er mit seinem rosig blühenden Töchterchen in die Hafenstadt zurückkehrte. Doch nicht nur sein Körper, auch seine Seele war gesund, und er konnte mit starker Glaubenszuversicht sprechen: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält."

Er trat mit frischer Schaffenskraft ins Ehrwaldsche Geschäft ein und arbeitete sich unter der nachsichtigen Geduld seines Herrn von Stufe zu Stufe empor und suchte auf jede Weise das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er war unermüdlich fleißig und wachte über sich selbst mit der größten Strenge: aber auch der Herr wachte über ihn, und er ergriff mit kindlicher Demut die rettende Hand, um sich daran festzuhalten.

Ehrwalds zogen Feller auch öfter in den Familienkreis, hier war es kein Geheimnis mehr, daß er Elisabeths Vater sei, und die beiden konnten ungezwungen und herzlich mit einander verkehren. Es war rührend anzusehen, wie zart der große, starke Mann mit seinem holden Kinde umging, und wie dankbar er ihre fürsorgliche Liebe vergalt.

Es war vor Beginn der großen Ferien, Elisabeth ging an dem schönen Sommerabend noch einmal in den Garten hinab und wandelte in den schattigen Laubgängen auf und ab. Sie freute sich, daß sie nun bald wieder ihr liebes Mütterlein sehen durfte, und doch beschlich sie auch ein leises Wehgefühl, wenn sie dabei des Vaters gedachte. Ach, wenn sie ihn jetzt schon mit sich nehmen könnte! Elisabeth hatte wohl gesehen, wie sehnsüchtig und traurig zugleich seine Augen auf ihr geruht, wenn von den großen Ferien und ihrer Heimreise gesprochen wurde; der arme Vater tat ihr so leid; doch konnte sie nicht gut von Herrn Ehrwald schon wieder das Opfer verlangen, daß er ihm Urlaub gebe. Da sah sie auf einer Bank ihren Vater sitzen, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt. Rasch eilte sie auf ihn zu und forschte besorgt, ob ihm etwas fehle.

Er zog sie neben sich nieder und behielt eine Zeit lang schweigend ihre Hand in der seinen.

„Elisabeth", begann er dann zögernd, glaubst du, daß deine Mutter mir vergeben und wieder als mein Weib zu mir kommen würde?"

„Vater, du wolltest wirklich!" rief Elisabeth freudig erschrocken.

„O, wie gerne," entgegnete er, „aber ich habe so viel an ihr verschuldet!"

„Das läßt sich wieder alles gut machen," tröstete sie zuversichtlich.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Elisabeth," sagte er erleichtert, „und nun höre, was ich vorhabe. Herr Ehrwald hat mir heute eine feste Anstellung geboten und mir einen achttägigen Urlaub gewährt, damit ich dich begleiten könne, um die Mutter, wenn sie mitgeht, hierher zu uns zu holen."

„Vater, ist's möglich!" jubelte Elisabeth," o, nun wird alles, alles wieder gut!" — Sie fiel ihm vor Freude um den Hals, und er drückte sein geliebtes Kind innig an sich. Nun beratschlagten sie, wie sie die Mutter, die noch keine Ahnung von ihres Gatten Wiederkehr hatte, am besten von dem großen Ereignis in Kenntnis zu setzen. Sie kamen überein, daß sie zusammen reisen wollen, aber Elisabeth erst allein zur Mutter gehen und sie vorbereiten sollte. „Du wirst mir eine treue Vermittlerin sein Elisabeth," sagte Feller zuversichtlich, „und Gott gebe das beste!"

In Elisabeths Heimatdörfchen dufteten die Rosen in voller Pracht. Frau Feller kam eben aus dem Gärtchen, wo sie einen großen Strauß von diesen Lieblingsblumen Elisabeths gepflückt hatte, und trug ihn in das stille Stübchen hinauf, das sie schon festlich hergerichtet hatte, denn morgen sollte ja ihr geliebtes Kind heimkehren, sie wollte diese Nacht durchfahren und am frühen Morgen bei ihr sein. O! die flüchtigen Wochen, in denen Elisabeth hier weilte, waren ja der Glanzpunkt in Frau Fellers einsamem Leben; kein Wunder, daß sie alles tat, der geliebten Tochter das bescheidene Heim aufs schönste zu schmücken. Nun war

alles blank und sauber, jetzt brauchte sie nur einzutreten.

Als hätten ihre sehnenden Gedanken sie herbeigerufen, tat sich leise die Tür auf und Elisabeth trat über die Schwelle.

„Mutter, liebe Mutter, da bin ich, kannst du mich auch heute schon gebrauchen?"

„Mein Kind!" rief die Mutter, sie fest in die Arme schließend," o, ich segne jede Stunde, die der Herr mich dir früher schenkt!"

Elisabeth richtete sich sanft aus der Umarmung empor. „Mutter!" sagte sie leise, „ich komme nicht allein, ich bringe noch jemand mit."

„Herta?" rief die Mutter lächelnd, „warum bringst du deinen Besuch nicht gleich zu mir herauf?"

„Er wußte nicht, ob er willkommen sei, und ich sollte erst für ihn bitten gehen. Doch Herta ist es nicht, es ist ein andrer, der deinem Herzen näher steht, es ist — der Vater!"

„Allmächtiger Gott!" stieß die Frau mit schreckensbleichem Antlitz aus. Sie wankte, und die Tochter fing sie in ihren Armen auf.

Elisabeth war selber über die Wirkung erschrocken die ihre Worte erzielt, und sie suchte dieselbe durch Trostworte und Liebkosungen wieder abzuschwächen. Frau Feller war auch bald wieder gefaßt und fragte noch einmal bebend: „Ist es wirklich wahr, wo hast du ihn?"

„Er sitzt drunten im Gärtchen, Mutter, willst du nicht mit hinab gehen und ihn herauf holen?" bat Elisabeth mit zitternder Stimme.

Frau Feller trat einen Schritt zurück und streckte in stolzer Abwehr beide Hände aus: „Ich! zu ihm?" rief sie mit flammenden Augen, „nein, nimmermehr! Du weißt nicht, wie tief er mich beleidigt hat."

„Mutter," flehte Elisabeth, „er kommt als ein Vergebung Suchender; kannst du ihm nicht verzeihen?"

„Ich kann es nicht, bei Gott, ich kann es nicht," murmelte sie mit blassen Lippen. Elisabeth stand flehend mit aufgehobenen Händen vor ihr und schaute sie so trostlos an, daß es der Mutter nahe ging.

„Du kannst ja nichts dafür, mein armes Kind," flüsterte sie, ihr liebkosend das Haar streichelnd.

Da faßte sich Elisabeth noch einmal ein Herz, sie sah der Mutter tief in die Augen und sagte bebend: „Mutter, hast du mich einst nicht selbst gelehrt, daß der Heiland seinen Jüngern gebot, sie sollten einander siebenzigmal sieben vergeben, und du könntest es nicht dies eine Mal tun? Sieh, der Heiland hat ihm ja auch vergeben und ich bin seinem Beispiel gefolgt; o, schließe auch du dein Herz nicht vor ihm zu!"

Elisabeths bewegliche Worte schienen ihren Eindruck auf das Mutterherz nicht ganz zu verfehlen, doch bäumte sich noch immer ein trotziges Weh in ihr dagegen auf.

„Und wenn ich ihm gleich verzeihe," lenkte sie zögernd ein, „ich weiß ja doch, daß er sich auf die Dauer nicht halten kann."

„Er selbst nicht, aber der Heiland hält ihn; o, Mutter, wenn du den Gatten nicht annehmen kannst, willst du nicht wenigstens dem Glaubensbruder in ihm die Hand reichen?"

Da tat sich die Tür auf, und Feller trat selbst herein. Er hatte durch das offene Fenster fast jedes Wort gehört, die Qualen über die gerechten Vorwürfe hatten ihm keine Ruhe mehr gelassen, sie hatten ihn heraufgetrieben.

Er kniete vor seinem Weibe nieder und fragte mit tiefem Ernst: „Elisabeth kannst du mir wirklich nicht vergeben?"

Bei dem Klang der einst so geliebten Stimme schmolz der eisige Stolz, mit dem sie ihr Herz umpanzert hatte, doch ganz dahin, die Frauengüte siegte in ihr, sie reichte ihm die Hand und sagte mit inniger Liebe: „Steh auf Johannes, es soll alles vergeben und vergessen sein!"

Da stand er auf und breitete die Arme aus: „Der Herr hat mich zu dir zurückgeführt," sagte er, sie ans Herz ziehend, „in Seinem Namen wollen wir ein neues Leben beginnen." — Dann traten sie zur Tochter, der sie nächst Gott ihr wiedergewonnenes Glück verdankten, und überschütteten sie mit Liebkosungen und stammelnden Dankesworten. Elisabeth, die in allem Leid und allen Anfechtungsstunden so beredt gewesen war, verstummte vor dem großen Glück, daß ihr treues Mühen so reich gekrönt. Sie sank den Eltern wortlos ans Herz. Nun fühlte sie sich mit der Mutter erst ganz vereinigt und zu dem Vater konnte sie wirklich mit der Liebe und Verehrung aufsehen, wie sie es sich in ihren Träumen ausgemalt. Die

drei waren nun fest verknüpft durch das Band der Liebe und des Glaubens.

Es waren köstliche Tage, die nun folgten. Feller atmete mit tiefen Zügen den langentbehrten Frieden seines häuslichen Herdes, sein Weib umgab ihn wieder mit der Sorgfalt der ersten Jahre und Elisabeth huschte wie ein lichter Sonnenstrahl durch das trauliche Heim, überall Frohsinn und Glück verbreitend.

Als die festgesetzten acht Tage vergangen waren, reiste Feller als ein glücklicher Mann wieder nach Hamburg, um für sich und für die Seinen ein neues Nest zu bauen, das die Heimatstätte der Gottseligkeit und des Friedens werden sollte. Elisabeth half der Mutter die bescheidene Habe zusammenpacken und folgte mit ihr nach Ablauf der Ferien dem Vater nach.

Bei Ehrwalds wurde sie herzlich willkommen geheißen. Elisabeth blieb bis Ostern noch im Ehrwaldschen Hause, dann zog sie zu ihren Eltern, die sich nicht weit davon eine lichte, freundliche Wohnung gemietet hatten.

Elisabeth hatte ihre Anstellung in einer höheren Töchterschule in Hamburg erhalten, die von Ostern ab auch ihre beiden früheren Zöglinge besuchten. Sie blieb mit den Kindern, die ihr sehr ans Herz gewachsen waren, auch ferner in inniger Gemeinschaft verbunden.

Im nächsten Jahre hatte Elisabeth noch eine besondere Freude: ihre liebste Jugendfreundin, Herta, hatte sich bei einem Wahlausschreiben an dieselbe Schule beworben und den Sieg davongetragen. Auf Elisabeths Bitten wohnte sie als liebes Familienglied mit im Fellerschen Hause, wo sie sich bald heimisch fühlte. Die beiden Freundinnen strebten nun wieder gemeinsam mit frischer Schaffensfreude und verbreiteten Glück und Segen um sich in Schule und Haus.

Herr Ehrwald hatte, nachdem er die Tüchtigkeit Fellers jahrelang erprobt, diesem die Leitung seines Geschäfts übertragen, aber auch der Familienverkehr zwischen den beiden Häusern gestaltete sich immer herzlicher. Die reichen Weltkinder fühlten sich seltsam angezogen von dem frischen, lebendigen Hauch, der durch das Fellersche Haus wehte. Sie mochten wohl manchmal im Stillen denken, daß, obwohl sie immer mit irdischen Gütern reich gesegnet waren, ihnen doch die besten Schätze bis jetzt noch gefehlt hatten.

Der Glücklichste im ganzen Kreise war wohl Feller selbst, der es nie vergaß, daß der treue Hirte ihn durch die Hand seines holden Kindes zurückgeführt zu seiner Herde, wo ihm nie geahntes Leben voll seligen Glücks und dauernder Friede blühte.

Wochenrundschau

In Moskau wurden sechs Gesellen einer Genossenschaftsbäckerei verhaftet und wegen bandenmäßigen Totschlags unter Anklage gestellt, weil sie Reißnägel statt Rosinen in für Kranke bestimmte Kuchen getan hatten. Bei der Vernehmung gestanden diese Blüten der Proletariatskultur, die Nägel absichtlich in den Teig geschüttet zu haben, um den Aerzten recht viele Schwierigkeiten zu bereiten.

Sonntagsschulsonntag.

Alle Sonntagsschulen und Gemeinden unserer Union sind herzlich gebeten, am **20. Oktober** einen Sonntagsschulsonntag abzuhalten. In Predigten und Gebeten gedenke man an diesem Tage des wichtigen Sonntagsschulwerkes. Wenn irgend möglich, sollten Gemeinden, Sonntagsschularbeiter und Sonntagsschüler an diesem Tage auch gemeinsam beten, vielleicht in den Nachmittagsversammlungen. Doch auch in den Sonntagsschulen selbst sollte in Wort und Gebet Bezug auf diesen Tag genommen werden. Man strebe auch danach, unbekehrte Sonntagsschüler auf das Heil ihrer Seele aufmerksam zu machen und mit ihnen zu beten.

Die Gemeinden der Kongreßpolnischen Vereinigung erinnern wir gleichzeitig, daß an diesem Tage eine Sammlung für die Sonntagsschulvereinigungskasse abzuhalten sei, die an Pred. G. Strohschein, Radomsko, Brzeźnicka 27, einzusenden ist.

Mit brüderlichem Sonntagsschulgruß

W. Tucek, Sonntagsschulpfleger,
E. R. Wenske, Vorsitzender
des Missionsausschusses der Unionsverwaltung der Union der Baptisten-Gemeinden deutscher Zunge in Polen.

Wydawca i Redaktor: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a
Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130.